

Wie entstand inmitten dieser kleinlauten, verhaltensgestörten Spiesser, die wir waren und noch sind, dieser Furor der Emanzipation?

Wie wir unter die Deutschen kamen

Von Michael Schindhelm

In Uwe Johnsons Erzählung «Eine Reise wegwohin» geht es um den vierzigjährigen Hamburger Journalisten Karsch, der von einer alten Freundin nach Ostberlin eingeladen wird. Er flaniert über die Karl-Marx-Allee und durch die Mark Brandenburg, plaudert mit SED-Funktionären und Verkäuferinnen, Radsporthelden und Bauern. Anfangs über sich selbst und diese anderen Deutschen um sich herum verwundert, dehnt er seinen Urlaub Woche für Woche, Monat für Monat aus, weil er die Entdeckung macht, in diesem fremden Land DDR werde zwar eine andere Sprache gesprochen und ein anderes Leben gelebt, und doch handle es sich bei diesen Leuten um Landsleute und bei diesem Land um ein Deutschland.

Nach einem halben Jahr Aufenthalt im Osten klaubt Karsch seine Aufzeichnungen und Fotos zusammen und kehrt zurück nach Hamburg in die Redaktion seiner Wochenzeitung. Mit leisem Triumph teilt er es den zunehmend irritierten Kollegen mit: Drüben, in der Zone, im Schatten des bundesdeutschen Wirtschaftswunders, im toten Winkel der westlichen Demokratie, drüben entsteht ein zweites Deutschland, nicht so bunt und glitzernd zwar, nicht so selbstbewusst und prosperierend, aber ein zweites Deutschland. Und die Leute dort, die hätten andere Sorgen und andere Sehnsüchte, aber sie seien Deutsche, noch immer.

Je deutlicher Karschs Beschreibungen werden, von der Rhetorik der Parteifunktionäre und der lehmhellen Verlorenheit eines mecklenburgischen Wäldchens, je wortkarger werden seine Redaktionskollegen. Schliesslich redet er in betretene Stille hinein. Man will seinen Bericht nicht haben.

Auch die anderen Versuche, diese Beobachtungen in eine Zeitung zu bringen, schlagen fehl. Karschs Migräne nimmt zu, er setzt seine Arbeit über das andere Deutschland fort. Zu spät fällt ihm auf, dass ihm Leute aus dem Weg gehen, darunter auch seine Freunde. Zu Hause legt er Kartekästen an, um das Material zu ordnen. Dann findet er seine Wohnung aufgebrochen, Texte und Fotos – das Ergebnis langer, unwiederholbarer Recherchen – entwendet, das Türschloss gegen ein neues ausgetauscht, die Möbel an ihren Platz zurückgestellt. Karsch verlässt Hamburg, verlässt Deutschland Richtung Süden.

Die Klarheit eines Entfremdeten

Er lebt jetzt in Mailand. Schliesslich schreibt er wieder in seiner Wochenzeitung, nicht über Deutschland, nicht über die DDR, sondern über «persönliche Verhältnisse der italienischen Politik und Industrie» oder einen «sonnendurchfluteten Morgen in den Westalpen». Karsch schreibt darüber so angenehm, «dass Mancher gern und lieber da wäre als alle Tage hier und in der Not der deutschen Teilung, von der öfter mal die Rede ist, mit der wir so leben».

Der Leser dieser deutschen Trennungsgeschichte sieht im Sommer 1999, wie über dem Val d'Intelvi am Comersee die Sonne untergeht. Karschs Erkundungen mussten vor dem Mauerbau stattgefunden haben, in jener unschuldigen Zeit, als der Johnson-Leser in der DDR zur Welt kam, zur Welt des immer realer existierenden Sozialismus. Der Leser ist heute ungefähr so alt wie Karsch damals. Damit enden die evidenten Analogien. Karsch ist Journalist, der Leser arbeitet am Theater. Er hat vor ein paar Jahren dem Osten Deutschlands den Rücken gekehrt, als er feststellte, dass die Trennungsgeschichte keineswegs in absehbarer Zeit zu Ende gehen würde.

Mochte es ursprünglich Zufall gewesen sein, dass es ihn in die Schweiz verschlagen hatte, so begriff er allmählich, dass dieses den nachbarlichen Vereinigungsschwierigkeiten gegenüber unbewegte Land der geeignete Lebensraum für ihn war, um einen physischen, einen emotionalen, einen gedanklichen Abstand zu Deutschland zu pflegen, um seiner Nation mit einer neuen Gelassenheit und Klarheit begegnen zu können:

mit der Gelassenheit und Klarheit eines Fremden, eines Entfremdeten.

Die ersten Fledermäuse schwanken über die Oleanderbüsche vor ihm und lösen sich im aufsteigenden Dunkel auf.

Vor ein paar Wochen streifte er durch eine zeithistorische Ausstellung in Berlin. Er sah die Bilder: von den Thermoskannen schwenkenden Leuten aus Leipzig und Karl-Marx-Stadt in ihren ewigblauen Jeansanzügen vor der Botschaft in Prag, den Transparenten, den kerzenbeleuchteten Gesichtern mit dem «Wir sind das Volk»-Pathos in den Augen, den blonden Jungs vor einem ausgebrannten Asylantenwohnheim, die entgeistert fragen, wieso sie nicht hätten mitmachen sollen.

Er schob sich durch die Installationen des Wirtschaftswunders, vorbei an den Müttern und Vätern des Grundgesetzes, den Wohlstandsbeweisen des Pauschalismus und den Schnappschüssen der Entwicklungshilfe für die Dritte Welt. Im nächsten Saal grüsst der Vater der Völker von der Wand, die Hand über dem Ährenfeld verräterisch geformt, als hielte er ein unsichtbares Streichholz. Eine Briefklebemaschine der Staatssicherheit präsentierte sich hinter Glas, Urkunden und Glückwunschtelegramme zur Gründung der BRD und zu olympischen Siegen. Hier kniete ein Kanzler, dort kroch der Verteidigungsminister aus seinem Panzer.

Der Kalte Krieg als Marketing

Die Asymmetrie der Ausstellung kommt ihr jetzt wieder in den Sinn, während die Zikaden verstummen und Kirchenglocken das Abendgeläut beginnen. Der Westen hatte sich noch einmal die Haare gestriegelt und die Krawatte gerade gerückt, bevor er ins Blitzlicht dieser Exposition getaucht war. Die dem Osten Deutschlands gewidmeten Objekte tauchten aus einer khakifarbenen Grundierung hervor. Wie schon zu ihren Wirkungszeiten sollten diese Dokumente einer untergegangenen Gesellschaft nicht zu sehr auffallen. Der Wettkampf der Systeme – eine Ausschreibung für Werbeagenturen. Der Kalte Krieg als Streit um das bessere Marketing.

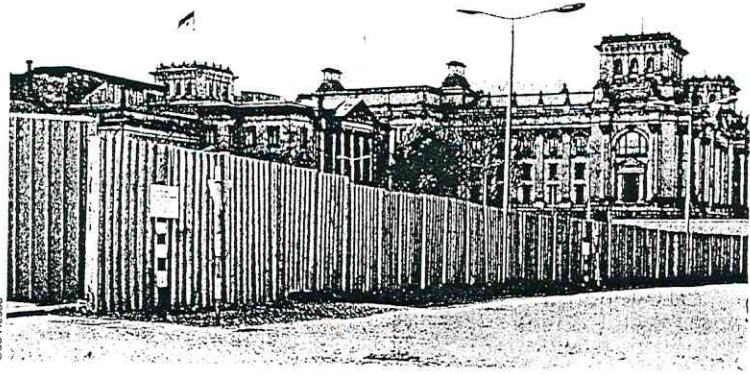
Ein Foto zeigte Jugendliche in Kampfsportuniform. Das Bild war leicht verwackelt, die Jungs liefen eine graue Landstrasse entlang, am Strassenrand warteten zwei Mopedfahrer. Das hatte niemand inszeniert, solche Fotos hatte auch er vor zwanzig Jahren in einem Schuhkarton gesammelt. Ungerührt verliess er die Ausstellung. Der Kanzler hatte sich im Katalog vernehmen lassen: Es gäbe Anlass genug, Geschichte im Zeitraffer Revue passieren zu lassen. Es gibt genügend Anlass, sich das heimische Geschichtsbewusstsein als Revue vorzustellen, dachte der Ausstellungsbesucher. Die eigene Geschichte im Zeitraffer wegradieren: Zurück bleiben ein paar blasskolorierte Fotos und ein staubiger Fundus mit ausgefransten Geschenkartikeln aus der guten alten Zeit. Und der Westen glänzt im Gegenlicht von Demokratie und Freiheit. Das Andenken mit Wolf Biermann vor einem Kachelofen am Prenzlauer Berg erklärte nicht, wieso im Herbst 1989 Millionen Ostdeutsche auf die Strasse gingen.

Wie entstand inmitten dieser kleinlauten, verhaltensgestörten Spiesser, die wir waren und noch sind, zwischen den mausgrauen Lebensumständen im sozialistischen Einheitsdesign dieser Furor der Emanzipation? Wie kamen wir, die schlecht angezogenen Leute der DDR, wie kamen wir unter die Deutschen? Im Jahre 1989?

Fortsetzung auf Seite 55 ○

Weltwoche
So. 9. 99

Als noch Osten war



• Zehn Jahre ist es her, dass die Mauer fiel. Michael Schindhelm, in Eisenach geboren, erlebte die Wende nahe der Grenze. 1990 wurde er Theaterchef in Nordhausen, Gera und Altenburg. Seit 1996 leitet er das Theater in Basel. Im Sommer 1999, am Comersee, schrieb er seine Erinnerungen nieder. Wir publizieren hier den ersten Teil, der zweite folgt in der nächsten Ausgabe.

○ Fortsetzung von Seite 54

Nun werden sie ihre vorgestanzten Reminiszenzen wieder auspacken, ihre Alben und Datenbänke plündern, ihre tiefgekühlten Erschütterungen, Erregungen auftauen. Und dann ist vielleicht alles vorbei mit dem Reminiszieren, denkt der Mann im Val d'Intelvi.

Vorläufig dienen keine Illustrationen zur Aufklärung darüber, wie und zu welchem Ende diese nichtöffentliche Gesellschaft der DDR entstanden und wieder verschwunden ist. «Verschwunden», ruft er in den frühen Abend, jeden Buchstaben betonend, wie ein Ausländer, der dieses Wort zum ersten Mal ausspricht. Wo die Strassen und Plätze, die Parlamentssitzungen und die Zeitungsmeldungen über sie menschenleer und sprachlos sind und sich in Menschenleere und Sprachlosigkeit winden, dort helfen keine Ton- und Bilddokumente.

Die DDR war eine Gesellschaft der Nicht- und der Gegenöffentlichkeit, dachte er nach dem Besuch der Ausstellung auf der Strasse vor dem Gropiusbau, ihre Geschichte ist eine Untergrundbewegung, die nicht zu Ende gegangen ist. Die Keimzelle dieser Gesellschaft war tatsächlich eine Zelle, eine Nische, mit schlechten Beleuchtungsverhältnissen.

Die offizielle DDR zwischen Mauerbau und Olympiasieg, Walter Ulbricht und Katharina Witt, ist längst erzählt, sie ist tot, ist Geschichte. Die nichtoffizielle DDR aber lebt weiter. Sie lässt sich nicht nach den Parametern der historischen Wissenschaften aus der Nische locken. Sie hat ihr Geheimnis, ihre Intimität, sie lässt sich nur von den Subjekten ableiten, die durch sie gegangen sind, durch deren Blutkreislauf sie gegangen ist. Subjekten wie ihm zum Beispiel. Amtliche Berichte über das Jahr der Paradoxe, 1989, bleiben die wesentlichen Erklärungen schuldig. Warum es so war und warum es so ist. Was zählt, das sind die eigenen Bilder, die sich in die Zwischenlagerstätten der Erinnerung zurückgezogen hatten, bevor sie vom Zeitraffer der neuen Geschichtsrevue ausradiert oder nach postmodernen Massstäben übermalt werden konnten. Wenn es die eigenen Bilder gibt.

Als die Nachricht von der unverhofften Grenzöffnung durch einen norddeutschen Radiosender zu ihm kam, befand er sich in einer Kleinstadt wenige Kilometer vom Zaun entfernt. Von einem Massenansturm war die Rede, Jubel, Taumel, man sei sich in die Arme gefallen,

Die nichtoffizielle DDR lebt weiter. Sie hat ihr Geheimnis, sie lässt sich nur von den Subjekten ableiten, durch deren Blutkreislauf sie gegangen ist.

Tränen, Personalausweise, abgeschaltete Selbstschussanlagen. Massenversammlungen waren noch nie seine Sache, und so blieb er dem Treiben fern.

Dabei ging die innerdeutsche Grenze bis zu diesem Tag mit der Gewissheit der Schwerkraft durch sein Leben. Abgesehen von wenigen Jahren in Russland hatte er nahezu ausschliesslich in grenznahen Orten gewohnt: Er war mit Blick über die Demarkationslinie zwischen Hessen und Thüringen auf die blaumäandernde Wasserkuppe in der Rhön aufgewachsen. Die ihn später beherbergende Strasse in Ostberlin verschwand im Baumschulenweg an der Mauer nach

Neukölln und tauchte ein paar Kilometer nördlich in Treptow wieder auf. Dazwischen verlief sie im Jenseits.

Der Begriff der Virtualität mochte ihm damals noch fremd gewesen sein, der Sachverhalt war ihm tief vertraut. Dass sich hinter einem Drahtzaun, durch den elektrischer Strom geleitet wurde, eine andere Welt auftrat, schien ihm normal, wenn auch nicht legitim. Die Vorstellung, dieses Jenseits hätte sich durch die Grenzöffnung in ein Diesseits verwandelt, die andere Welt den Mantel der Virtualität abgestreift, stumpfte ihn zunächst ab. Er sah die Autokolonnen aus Sachsen gen Westen rollen, schliesslich auch in die entgegengesetzte Richtung. Die beiden Tankstellen des Ortes füllten die letzten Kanister, in der ersten Zeit gab es im Westen nicht den geeigneten Kraftstoff, ausserdem hätte man nicht dafür zahlen können.

Der Herr im Bentley

Am Buss- und Bettag, der in Deutschland im späten November begangen wird, machte er sich zunutze, dass die Geschäfte in den im Westen benachbarten Städten geschlossen blieben, und begab sich auf den Weg. Diesmal gab es keinen Andrang aus dem Osten, sondern aus dem Jenseits. Die Leute hatten frei und kamen zu Fuss herüber, um sich die Sache mit dem untergegangenen Kommunismus einmal aus der Nähe anzusehen.

Er erreichte einen kleinen Ort am Wald. Da er mit seinem Ostauto der Marke Wartburg Tourist unterwegs war, begrüsst ihn die entgegenkommenden Fahrzeuge mit Lichthupe. Nicht nur, dass die Strassen so perfekt asphaltiert und mit Hunderten von Verkehrsschildern bestückt waren, beschäftigte ihn, sondern auch die vielen ausgewiesenen Parkplätze. Lange dachte er nach, ob er sein trostloses Gefährt auf eine dieser weiss umrandeten Flächen abstellen könne, ohne mit einem Parkwächter in peinliche Diskussionen zu geraten. Denn er hatte kein Geld.

In Berlin, seit ein paar Jahren seinem neuen Wohnort, passierte er im S-Bahnhof Schilder, die Besucher des anderen Stadtteils aufforderten, sich in die Kolonne auf der rechten Strassenseite einzureihen. Auf der Mitte des Weges zwischen Bahnhof und Grenzübergang befand sich seine Wohnung. Er versuchte, die halblauten Empörungen der anstehenden Leute darüber, dass er sich mit wortlos entschuldigender Miene an ihnen vorbeisob, zu überhören. Einige Zeit darauf fuhr er mit einem dieser Doppelstockbusse vorbei an der Siegessäule, über das plane Brachland am Potsdamer Platz. An der Amerika-Gedenk-Bibliothek stieg er aus. So, wie an diesem Tag, gab er sich noch lange Mühe, nicht auf den ersten Blick als DDR-Bürger erkannt zu werden. Gewiss völlig vergeblich. Am Grenzübergang musste er die ausgeliehenen Bücher vorzeigen, ein paar Wochen zuvor hätten ihn die gleichen Beamten verhaften können.

Auf dem Weg nach Hause fuhr er nachts in eine Kontrolle am Treptower Park. Als er ausstieg, um den Führerschein zu zeigen, sah er im grünlichen Halbdunkel der Strassenlaternen eine schnelle Angst über die Gesichter der Polizisten huschen. Als einer Anstalten machte, ihn zu beichtigen, er wäre mit dem Auto durch die Sperre gefahren, hätten sie ihn nicht frontal geblendet, wurde der Bursche von seinen Kameraden hastig beiseite genommen und beschwichtigt.

Der Menschenstrom vor seiner Haustür riss ab, denn die Mauer hatte überall neue, behördlich bestätigte Löcher bekommen. Er stellte fest, dass einige seiner Nachbarn mit dem Strom auf dem Gehweg verschwunden waren. Im zweiten und dritten Stockwerk wurden Wohnungen leer geräumt. Nur Frau Herschel liess sich nicht beeindrucken. Sie lebte seit sechzig Jahren im Haus und kannte Westberlin seit ihrer Pensionierung. Als Kind hatte sie mit ihrem Vater den tödlichen Absturz von Otto Lilienthal beobachtet und deshalb einmal pro Jahr einen Rundflug über Berlin geschenkt bekommen.

Am Silvestertag wanderte er mit anderen Schaulustigen auf den Brocken. Der Berg lag auf der Grenze, man passierte die Protokollstrecken, die Zäune, Wachtürme und Befestigungsanlagen. Wie ein Reissverschluss mit Zähnen aus Betonschwellen zog sich der Demarkationsstreifen durch den getrennten Wald. Vor dem «Brockenhaus» stand ein Sowjetsoldat mit hochgezogenen Schultern und hoffte auf eine Zigarette von den Sensationsausflüglern. Drinnen gab es Wiener und Coca-Cola. Fünfundvierzig Jahre lang war dieser Sowjetsoldat hier oben allein gewesen. Jetzt kamen sie von hüben und drüben, und der fröstelnde Rotarmist lächelte ihnen bettelnd zu.

Heine hatte hier oben mit Greifswaldern, Hallensern und Schweizern die Tassen gehoben und den Sonnenaufgang abgewartet. Ein durch und durch deutscher Berg sei ihm der Brocken gewesen: Er rage unpraktisch und einsam aus den Wäldern empor und präsentiere in aller Gründlichkeit die umliegenden Dörfer, Städte und Landschaften.

Die letzte Strecke des Heimwegs wurde per Anhalter genommen. Der Herr im Bentley liess ihn einsteigen und gab sich sehr neugierig. Da dessen Villa auf dem Nachhauseweg lag, stiess man mit Veuve Clicquot auf das neue Jahrzehnt an. Und ein neues Deutschland. Der freundliche Herr besass eine Fabrik, in der Messer hergestellt wurden, und ein Gestüt. Im Gästeklo wechselte ein automatischer Papierspender die Unterlage auf der Toilettenbrille.

Einen Monat später übertrugen ihm Funktionäre aus der Bezirkskulturverwaltung, die es schon einen weiteren Monat darauf in dieser Verwaltung nicht mehr gab, gemeinsam mit einem anderen die Leitung des Theaters in jener Kleinstadt am Grenzstreifen, durch die nun Tag und Nacht der Dienstleistungsverkehr strömte. Jetzt war er, der er nie an einem Theater gearbeitet hatte, Chef von dreihundertfünfzig Leuten: Musikern, Sängern, Tänzern, Schauspielern, Technikern. Während die Menschen in der Stadt für fünfundzwanzig Mark Ost und fünfundzwanzig Mark West mit einem Reisebus für acht Stunden Paris heimsuchten, schlechten Pfälzer Wein und die ersten Videogeräte für sich entdeckten, entdeckten die Nachbarn von jenseits der jetzt offenen Grenze das Theater.

Die meisten Besucher zahlten mangels DDR-Geldes ihre Billette in D-Mark. Davon liess er die ersten Computer für die Verwaltung kaufen. Am Ende der Spielzeit, im Frühjahr neunzig, war eine chorlose Oper geplant. Er überzeugte die Damen und Herren des Chores, das Foyer seiner trostlosen Gardinen und Teppiche zu entledigen, unfarbiger Fetzen stumpfen Kunststoffes, die selbst die Spuren der ausgelassensten sozialistischen Festgelage in ihr namenloses Graubraun versenkt hatten. Im Namen der Belegschaft forderten Sprecher die Herausgabe der Personalakten, die Kaderabteilung versah ihren letzten Dienst. Der Charaktertenor kaufte sich den ersten gebrauchten Opel Kadett, ein Regieassistent verschwand spurlos.

Aus einem nahe gelegenen Kurbad erreichte ihn die Depesche eines Kammersängers a.D. Endlich könne er die Gäste seines Kurhotels musikalisch erfreuen, wenn nur er und sein Theater mitmachen würden. Er unterbrach darauf die Dramaturgie des Hauses beim Nachdenken über den Einbruch der politischen Realität und beauftragte sie mit der Planung von unterhaltsamen Offenbach-Einaktern, die den Ansprüchen von Kurgästen in Berghotels genügen würden. Die Bühnentechnik errichtete vor dem Hotel eine Holzbühne mit Regendach.

Als die Plakatkleber des Theaters sich bemühten, ihre Ankündigungen von «Ba-Ta-Clan» und «Ritter Eisenfrass» bei den Händlern im Kurort unterzubringen, mussten sie feststellen, dass der Kammersänger nicht sonderlich beliebt war unter den Leuten. Zu den Vorstellungen versammelten sich neben dem Hotel- und dem Theaterpersonal ein Dutzend ältere Damen, die die Darbietung als willkommene Grundierung für eine ungestörte Plauderei über vergangene Zeiten entfremdeten.

Weltwoche 30.9.99